

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 16 (1940)
Heft: 27

Artikel: Ich wohne in der Wohnung des Staatsschreibers
Autor: Willi, Hanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-757536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich wohne in der Wohnung des Staatschreibers

von Hanna Willi

Manchmal sage ich mir, daß es in einer modernen Wohnung bequemer wäre, denn oft schließen die Fenster nicht dicht und des Nachts, da knistert es gelegentlich ganz unheimlich im Getäfel. Ja gewiß, die Zimmer sind von oben bis unten mit Holz ausgekleidet und schließen mit dunkelbraunen Türen aus warmglänzendem Nußbaumholz. Manchmal suche ich mir vorzustellen, wie es in meiner Wohnung vor etwa 600 Jahren aussah, als das burgartige Haus der Familiensitz der Ritter von Manesse war. Eine Marmortafel unten an der Haustüre verkündet von ihnen, daß sie im 13. Jahrhundert Besitzer dieses sogenannten „Steinhäuses“ gewesen sind. Ich kann mir vorstellen, daß meine Zimmer vielleicht ein einziger großer Saal waren, ein Saal, von Säulen geziert, mit einem steinernen Fußboden. Mich friert, da ist mir das Getäfel schon noch lieber, auch wenn es zuweilen knackt und knistert. Es wäre möglich, daß hier der Ritter Rüdiger von Manesse oder sein Sohn Johannes, Kustos am Großmünster, in diesem, meinem Zimmer saß, um die ersten Minnelieder deutscher Sprache aufzuzeichnen und sie mit reizenden rot-blau-goldenen Bildern zu schmücken. Ich kann mir vorstellen, daß der fleißige Schreiber seine Augen oft vom Pergament erhob, um den von den Schreiber mit dem Pinsel ermüdeten Augen etwas Ruhe zu gönnen. Dann bot sich ihm die Aussicht, die ich heute immer wieder entzückt betrachte. Im Norden verlaufen die sanften Linien des Waidberges, im Westen steigt die grüne, waldbestandene Höhe des Uetliberges hinan, und wenn ich mich ein wenig zum Fenster hinausbeuge, so sehe ich das goldleuchtende Zifferblatt des St. Peter und die Großmünstertürme in das Blau des Sommerhimmels hineinragen. Dann vergesse ich die undichtigen Fenster oder den streikenden Wasserboiler, der mich zuweilen ärgert, und nehme mir vor, alles Wissenswerte, was über die Herren von Manesse, die berühmten Hausbesitzer der Kirchgasse 33, aufzustöbern ist, zu studieren.

Nun bin ich doch nicht dazugekommen, mich mit der minneliedersuchenden Ritterfamilie zu befassen. Gestern, als ich eben über dem Abwaschbecken seufzte und mir überlegte, ob es wohl bei Manesses auch so viel Geschirr zum Spielen gegeben, klingelte es. Draußen stand ein junger Mann mit Hornbrille und begehrte die Wohnung zu sehen. Darüber war ich nicht erstaunt. Heutzutage ist man ja selten mehr sein eigener Herr und Meister in der Wohnung. Einmal kommt die Feuerpolizei wegen der Oefen, dann wieder hat der Luftschutz etwas anzuordnen, und an schönen Sommerabenden erscheint sogar die Feuerwehr, um mitzuteilen, daß sie von den Fenstern dieser Wohnung aus eine Spritz- und Kletterprobe mit der neuen Leiter arrangieren werde. So etwas nimmt man weiter nicht übel, die Zeiten von „my home is my castle“ sind gründlich vorbei, der Staat hat überall dreinzureden. Aber der junge Mann kam nicht vom Staat, er sagte, er mache Studien über Gottfried Keller, nächstens sei nämlich des großen Zürchers fünfzigster Todestag. Nun schreibe er einen Artikel auf dieses Datum hin; so etwas werde von den Leuten immer gerne gelesen.

„Gottfried Keller“, sagte ich, „da irren Sie sich. Er wohnte an Neumarkt in einem alten Haus. Dort wurde er geboren. Gestorben ist er nicht weit von hier, wenn Sie vom „Pfauen“ den Zeltweg entlang gehen, so kommen Sie zu seinem Sterbehaus. Aber hier, nein, davon weiß ich nichts.“ Der junge Mann wurde eisige Ueberlegenheit.

„Fräulein“, beehrte er mich, „in dieser Wohnung hat Gottfried Keller vielleicht nicht seine literarisch bedeutsamsten Werke geschrieben, denn dazu war er ein allzu vollendetes Beamter und pflichtgetreuer Staatschreiber. In dieser Wohnung hier hatte Gottfried Keller während vierzehn Jahren die Oberleitung der Staatskanzlei inne, und nun erlauben Sie mir vielleicht, einen Blick in die Räume zu werfen, in denen er mit Mutter und Schwester nach Jahrzehnten der Entbehrung ein Leben in bürgerlichem Wohlstand führen durfte, wo er Protokolle über die Sitzungen des zürcherischen Regierungsrates schrieb, Eingaben und Schriften an die Adresse des Bundesrates und die Regierungen anderer Kantone verfaßte und Pässe und Wanderscheine unterzeichnete. Es ist dies auch die Wohnung, wo Keller im Verlauf seines vierten Dienstjahrs als Staatschreiber endlich den letzten Teil seiner Schuldsscheine vernichten konnte.“

Ich war beschämt, von all dem nichts zu wissen. Da bin ich in die Ferne geschweift und habe einen heimlichen Kult mit den Rittern von Manesse getrieben, und dabei ist mir die liebenswerte und erfreuliche Tatsache, daß ich in Gottfried Kellers ehemaliger Amtswohnung lebe, entgangen. Erfreulich war die Tatsache des Umzuges in das stattliche Ritterhaus und auch für Gottfried Keller, für seine alte Mutter und die Schwester Regula, die nun nicht mehr als Näherin in Kundenhäuser zu gehen brauchte. Kurz vor seiner Wahl zum Staatschreiber und dem damit verbundenen Wohnungswchsel schrieb

er an eine in Deutschland lebende Verehrerin in leicht gereiztem Ton: „Ersparen Sie sich doch die ausführliche Adresse mit Kühgasse etc. Schreiben Sie einfach in Hottingen bei Zürich.“ Die Kühgasse, in der Keller nach seiner Rückkehr aus Berlin mit Mutter und Schwester wohnte, heißt heute Gemeindestraße. Im Jahre 1861 mit der Amtsumwandlung fand nur die Uebersiedelung in das oberste Haus der Kirchgasse statt. Dort bewohnte der Herr Staatschreiber seine geräumige Amtswohnung, in der Büros und Wohnräume Türe an Türe lagen.

„Es guckt mir soeben ein blühender Kirsch- oder eigentlich ein Zwetschgenbaum mit der Abendsonne ins Fenster und stimmt mich mild und gnädig“, berichtet Keller einmal seiner jungen Freundin Marie Exner. Ich habe mich ans Fenster gelehnt, um festzustellen, ob es damit seine Richtigkeit habe. Ob es nicht ein Birnbaum war? Denn unter den Fenstern des zweiten Stockwerkes breitet sich heute ein Blättergewoge stattlicher grüner Mostbirnbäume. Auch ein vereinzelter Zwetschgenbaum ist da. Er könnte bereits im letzten Jahrhunderd geblüht haben, so alt und verschrumpft ist er anzusehen. Aber um sein Blühen wahrzunehmen, muß man sich mit Vehemenz aus dem Fenster beugen. Jeder Botaniker wird mir bezeugen, daß auch im Jahre 1874 die Zwetschgenbäume noch nicht vis-à-vis den Fenstern des zweiten Stockwerkes blühten, wenn diese Fenster gegen 15 Meter über dem Erdoden liegen. Das mit der Abendsonne hat seine Richtigkeit. Die Fenster in der ehemaligen Staatschreiberkammer können sich an Höhe und Breite mit den hohen, großzügigen Glasscheiben an modernen Neubauten wohl messen. Ich muß gestehen, es tat mir geradezu leid, sie mit Vorhängen zu verhüllen, denn weder Spitzen noch Seide sollten mir den Blick auf das warmbraune Dächergewirr der Altstadt, auf die grünen Höhenzüge und vor allem den Anblick des abendländlichen Sonnenuntergangs rauben. Diese Sonnenuntergänge über Zürich sind oft von ergreifender Schönheit, manchmal blutrot, manchmal von überirdisch leuchtendem Orangegold mit goldgesäumten Wolkenungeheuern. Von diesen Fenstern aus gesehen, versinkt die Sonne gleichsam in einer Mulde zwischen Waid- und Uetliberg, und nachher, wenn bereits die ersten Sterne über dem Helm des St. Peter turms blinzeln, geliegen noch lange hauchzarte Farben über den saftigen Konturen der Höhenzüge. „Augen, meine lieben Fensterlein, seht nun schon so lange goldenen Schein“, das ergreifende, schöne Gedicht könnte im Anblick dieser Sonnenuntergänge entstanden sein.

Kellers Biographen berichten, daß ein schöner Garten mit Rosenstöcken zur Staatschreiberkammer gehörte. Rosen standen auch bis tief in den Herbst hinein auf seinem Schreibtisch, und diesen Platz unter blühenden Blumen und beschriebenen Papieren hat sich Kellers geliebte Katze einmal zum Wochenbett ausgewählt. Die Rosenbäumchen, das muß gestanden werden, sind den immer schattiger sich ausbreitenden Laubkronen der Apfel- und Birnbäume gewichen. Doch gestern, als ich hinunterblickte, ich schüttelte dabei den Staublappen aus, da schimmerte es dunkelblau heraus von süßduftender Iris. Regula, Kellers Schwester und treue Hausbesorgerin, hat sich gerne in diesem Gärtnchen verweilt. Hier gönnst du die Unermüdliche jeweils an Sommersonntagen eine Lesezeit. Jedoch wählte sie nicht die Bücher ihres Bruders zur sonntäglichen Lektüre, vielmehr ließ sie sich von einer Nachbarin einen Band der Zeitschrift „Gartenlaube“ aus. Doch sollen ihr die Werke des Bruders nicht unbekannt gewesen sein, hat sie sich doch einmal beklagt, er habe im „Grünen Heinrich“ ihre Existenz ignoriert. Manchmal bilde ich mir ein, daß Regula in meiner Küche geschaltet und gewaltet habe. Zwar erfreute sie sich bestimmt nicht eines Heißwasserboilers und einer schön geplätzten Abwaschnische. Diese neumodischen Einrichtungen hätten ihrem Spartie sicherlich nicht entsprochen. Gespart hat sie mit Vorliebe; Keller schreibt einmal an seinen Freund Exner, Regula heizt nicht genug, er möchte gerne malen, bekomme aber wegen der Kälte krumme Finger. „Ich werde aber dieser Tage einen Staatsstreich in Szene setzen und plötzlich alle meine Zimmen mit weitauftreffenden Türen miteinander heften lassen und dabei so drohende Blicke schießen, daß ich mehr Furcht einflöß als empfinde.“ Heute würde wohl das städtische Brennstoffamt drohende Blicke schießen und Regulas Haltung als vorbildlich erklären. Trotz Kohlenrationierung sei es eingestanden: das Feuer in den Oefen der Kirchgasse knistern und prassel zu hören, ist etwas vom Heimeligensten, was es gibt. Sämtliche Zentralheizungen vermögen den Laut knackenden Holzes und die Wohligkeit langsam sich ausbreitender, tannenharzduftender Wärme nicht wettzumachen. Regula hat die drohenden Blicke verdient, wenn sie ihren Bruder in dem dickmaurigen Ritterhaus frieren ließ. Aber Gottfried wird ihr nicht lange gegrollt haben, weiß doch Adolf Frey zu berichten, daß sie seinen Eigenheiten meist in rührrender Weise Rechnung trug. Wenn der Bruder abends ausging, und dieser Umstand pflegte

sich in der Staatschreiberzeit mehrmals wöchentlich zu ergeben, so blieb Regula auf, um ihm oft lange nach Mitternacht den Hausschlüssel, in einem Finken verpackt, an einer Schnur rollend herabzulassen. Als ich diese nette Reminiszenz zum erstenmal las, habe ich mir sekundenlang darüber den Kopf zerbrochen, weshalb denn Bruder Gottfried seinen Hausschlüssel nicht in der Tasche seines staatschreiberlichen Gehrocks versorgt habe? Seitdem ich in der staatschreiberlichen Wohnung hause, weiß ich Antwort. Dieser Hausschlüssel, welcher das riesige eichene Tor zur Kirchgasse 33 aufschließt, ist von solchen Ausmaßen, daß er auch einer großzügig gearbeiteten Rocktasche nicht ansteht.

Die Schwester also hat in der Staatschreiberkammer als unscheinbares Hauswürzelchen während fünfzehn Jahren gewaltet. Kellers Mutter aber, die Gute, Opferbereite, durfte sich des Domizilwechsels von der Kühgasse in die Kirchgasse nur noch drei Jahre lang erfreuen. Aus einer dieser schweren, schönen Türen ist an einem kalten Februarstag ihr Sarg getragen worden.

Während eines ganzen Monats brauchte Regula nicht mehr auf den spät heimkehrenden Bruder zu warten, denn er schloß sich des Abends gleich in seine Zimmer. Zwei Jahre nach dem nur schwer überwundenen Todesfall erließ Keller in den Räumen dieses alten Hauses die letzte und wohl auch herbste Liebesenttäuschung seines an Liebesschmerz so reichen Lebens. Vier Jahre nachdem er Staatschreiber geworden war, hatte er sich mit einer jungen Bernerin verlobt. Das junge Mädchen nahm sich im Zustande der Schwermut das Leben, und es wird behauptet, die Klatschgeschichten, die ihm über seinen Bräutigam zu Ohren gekommen, hätten zu diesem tragischen Ende viel beigetragen. Keller muß in dieser Zeit Unsägliches gelitten haben! Wenn Räume sprechen könnten... auf wieviel Leid und Schmerz haben sie mit stummen Wänden niedergeblickt! Aber die Wohnung an der Kirchgasse war nicht allein der Rahmen zu düsterem und schmerzvollem Geschehen. Sie hat auch einen glücklichen Gottfried Keller beherbergt, etwa an jenem Abend seines fünfzigsten Geburtstages, als er, ein schlichter Herr Gottfried Keller, das Haus verließ, um in der Morgenfrühe als gefeierter, umjubelter Herr Dr. h. c. Keller heimzukehren. Dieser fünfzigste Geburtstag, an dem ihm seine Freunde und Mitbürger so deutlich die Anerkennung, die sie für sein Werk empfanden, zum Ausdruck brachten, muß einer der glücklichsten Tage in Kellers Leben gewesen sein.

Es gibt Keller-Verehrer, die verlangen, dieses Haus an der Kirchgasse verdiente neben der Marmortafel, die ankündigt, daß es einst Besitztum der Ritter von Manesse war, eine zweite Gedenktafel mit der Inschrift, daß hier während fünfzehn Jahren der größte zürcherische Dichter als treuer und pflichtbewußter Diener seines Staates geamtet und gelebt habe. Vielleicht wird dieser Vorschlag einmal Wirklichkeit werden.

Einmal, während seiner Berliner Zeit, warnt Keller seine Mutter vor einer gewissen Sorte von „Literaten, Aufflauern und Notizensammlern, denn diese Klasse von Menschen ist ärger als alte Waschweiber, besonders wenn sie in die Zeitung schreibt.“

Und ich wagte es dennoch. Ich habe Notizen gesammelt und in die Zeitung geschrieben. Ich bin soweit gegangen, nachzukontrollieren, ob es mit dem Zwetschgenbaum seine Richtigkeit habe. Manchmal, wenn es zu mitternächtlicher Stunde im Getäfel knackt, überkommt mich leichte Gefangenheit. Wenn der Geist des Herrn Staatschreibers umginge! Ich ahne es, er würde mich unter schweren Lidern und buschigen Brauen hervor betrachten und jenes bitterböse Sätzlein von Aufflauern und Zeitungsschreibern, die ärger sind als die Waschweiber, vor sich hinbrummen.

Doch, wie das so Frauenart ist, ich habe eine Entschuldigung bereit. „Herr Staatschreiber“, würde ich sagen, „hier auf dem Bücherbrett stehen Ihre gesammelten Werke. Sie seien mitgenommen und zerlesen aus, weil sie ich immer wieder zur Hand nehme. Und etwas von der Liebe und Bewunderung, die ich für diese Bücher empfinde, hat sich halt, da kann man nichts dagegen tun, auch auf Sie übertragen. Und es ist immer so gewesen, wo Frauen lieben und bewundern, da schnüffeln sie auch. Denken Sie an die Rocktaschen und Schreibtischschubladen der Ehemänner in aller Welt. Mir und Unzähligen, die Sie liebhaben, ist es nicht vergnügt, in Ihrer Rocktasche, auf Ihrem Schreibtisch ein bißchen zu „gwundern“. Nur habe ich andern Bewundern gegenüber den Vorteil, daß ich manchmal ganz verstohlen über die Türklinke streichen kann, auf der Ihre Hand vor mehr als einem halben Jahrhundert ruhte, daß meine Augen, wenn sie aus den Fenstern blicken, die nämlichen Bilder aufnehmen dürfen, wie einst die Ihren. Und das, vielleicht ist es kindisch, macht mich glücklich. Dem Glücklichen, das war schon immer so, geht zuweilen nicht nur der Mund über; ihm brennt gelegentlich auch die Feder durch.“